

Die Maistube

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 8

Wotrowitz, 26. April 1925.

Erscheint
jeden Sonntag

Wie's bald bei uns sein wird

Von Jul. Dank.

Der Hunger.

Die Dürre.

Schlechter Feldbau und
schlechter Samen.

Die Krankheit.

Unwissenheit und
Faulheit.

Der Hunger: (allein) Wieder ist's Frühling, die Leute freuen sich, nun wird geädert, dann später geerntet und die Scheunen und Keller gefüllt. Aber die freuen sich umsonst. Hunger, Hunger gibt's wieder, so einen tüchtigen Hunger, wie er im 21. und 22. Jahre war. Ich habe alle meine Diener ausgeschiedt, dafür zu sorgen.

Wah, da kommt schon der erste zurüd. Nun, liebe Dürre, was meldest Du?

Die Dürre: Nichts Gutes, nichts Schönes. Mir scheint's, mit der Dürre ist es aus für immer.

Der Hunger: Ja, warum denn?

Die Dürre: Nun siehst du, die Menschen haben sich was Neues ausgedacht, sie graben Gräben, sie fangen und sammeln das Wasser, und das Wasser hält die Felder feucht und, es wächst alles, ich kann da nichts mehr machen. Sie nennen das Melioration, man gerbricht sich beinahe die Zunge, wenn man das ausspricht.

Der Hunger: Ja das ist nicht gut für mich, aber nur nicht vergaßen, nicht nur die Dürre allein bringt Miskernie, auch schlechter Feldbau und schlechter Samen, die habe ich auch ausgeschiedt, und da kommen sie gerade zurüd. (Schlechter Feldbau und schlechter Samen kommen betrübt heran).

Der Hunger: Was seht ihr denn so traurig aus, wie ist es euch ergangen?

Die Weiden: Ach, Freund Hunger, schlecht, schlecht ist es uns ergangen.

Der Hunger: Warum denn? Bestellen seht vielleicht die Menschen das Feld besser? Nicht mehr 8-jährig? Haben sie Maschinen? Haben sie guten Samen?

Der schl. Feldbau: Alles das haben sie schon. Sie haben Vielfelderwirtschaft und natürlich da'uch mehr Ertrag. Sie düngen die Felder wie sich's gehört, sie pflegen sie, sie ackern ordentlich. Es ist nicht zum Aushalten, wie die sich jetzt Mühe geben. Maschinen haben sie, so viel sie brauchen, sogar Traktoren.

Der Hunger: (stampft mit dem Fuß) Da hört doch alles auf.

Der schl. Samen: Und der Samen, mir wird ganz schlecht, wenn ich daran denke, was die jetzt mit ihm alles angeben, der wird gepuzt, der wird geiebt, der wird sortiert, der wird gebeizt, nicht der kleinste schädliche Pilz bleibt an ihm sitzen und jedes Körnchen geht auf und wächst. Es ist schrecklich.

Der Hunger: Ja, das ist zum Verzweifeln.

Die Krankheit: (ist leise herbeigekommen und hat das Beste gehört) Ja, es ist zum Verzweifeln für uns, denn dabei sind sie auch noch gesund, so gesund, wie sie noch nie waren, und ich kann nichts mehr mit ihnen machen.

Der Hunger: Den Typhus haben sie bis jetzt doch immer so leicht bekommen.

Die Krankheit: Ja, aber ich

bitte dich, von was denn jetzt. Kein Mensch trinkt ja mehr rohes Wasser, da kann nicht der Typhus und nicht die Cholera und auch nicht die Ruhr an sie herankommen.

Der Hunger: Aber die Malaria? Schild ihnen doch die Malaria auf den Hals, die ist auch nicht schlecht.

Die Krankheit: Wie sollen sie die bekommen? Sie machen Jagd auf die armen Mäcken wie verrückt. Raun kommt der Frühling, da sucht man sie in den Scheunen, in den Kellern in den Rigen; wo sich nur so eine arme Malaria made auf den Winter versteckt hat, gleich wird sie hervorgezogen und ihr den Garaus gemacht. Und so geht es mit allen meinen lieben Tierchen, die mir helfen die Krankheit bringen. Bald gibts keine Motten, keine Wanzen, keine Schaben (Zaralanen), keine Flöhe, keine Läuse, keine Fliegen mehr. (Spricht das letzte schluchzend und alle sind gerührt und wischen sich die Augen und die Nasen). So böse waren die Menschen noch nie.

Der Hunger: (trocknet sich die Augen) Das ist alles schlimm, sehr schlimm, aber ich verzage nicht, denn meine mächtigsten Bundesgenossen, meine treuesten, besten Diener sind noch bei den Menschen geblieben. So lange die Faulheit und die Dummheit bei ihnen sind, ist meine Sache noch nicht verloren. (Die Faulheit und die Dummheit kommen atemlos angeflüstert).

Die Faulheit: Da sind wir, uff! laun haben wir uns retten können, so schnell bin ich noch in meinem ganzen Leben nicht gelaufen. Sie haben uns gejagt, sie haben uns geplagt, sie haben uns gehebt, keine Raft und keine Ruh' haben wir gehabt.

Die Dummheit: Ja, denkt euch nur, jeder Mensch muß jetzt lesen können und alle halten Zeitung und lesen Bücher, gehen in den Klub und spielen Theater und hören Vorträge und passen auf alles auf und wissen alles und

fürchten sich vor gar nichts mehr, nicht vorm Teufel, nicht vorm Blaffen, nicht vor Zauberei, und die Weiber, das sind jetzt die schlimmsten von allen.

Die Faulheit: Weißt du, lieber Hunger, wandern wir aus, ganz aus von hier.

Der Hunger: Ja wohin, wohin? Nach Europa zurück läßt man uns nicht.

Die andern: Nach der Türkei, nach Persien, nach China.

Der Hunger: Zu spät, zu spät, auch dort weht schon die rote Fahne.

Die andern: Wohin, wohin?

Der Hunger: Wißt ihr was, ziehn wir ganz fort von unserer alten Mutter Erde.

Die andern: Ja, ja, auf den Mars.

Der Hunger: Das geht nicht, dort sind sie geschickter als hier. Wir wandern aus auf den Mond, dort ist es schön still und kalt.

Die andern: Gut, gut und niemand stört uns dort.

Der Hunger: Und wir legen uns hin und schlafen und warten, bis mal wieder bessere Zeiten für uns kommen, dann kommen wir zurück.

Pioniere kommen singend anmarschieren und als der Hunger und die andern sie erblicken, ergreifen sie eiligst die Flucht und werden von den Pionieren lachend verfolgt.

Die kleine Blinde.

Erzählung von Dmitri Sorisow.

II.

Von dieser Zeit an war die blinde Anjuta sich selbst überlassen. Die Wasilissa hat eine große Wirtschaft: vom Morgen bis in die Nacht hinein arbeitet sie, ohne die Hände ruhen zu lassen. Bald säet sie das Vieh, bald bezieht sie die Gurken, bald haßt sie die Kartoffeln, bald locht sie das Wittungessen, — sie hat tausend große und

kleine Geschäfte. Das blinde Mädchen aber sitzt allein, schaut mit ihrem mageren Körper hin und her und plappert dabei vor sich hin. Manchmal weint sie, häufig mit langgezogenen einseitigen Lauten, wie ein von allen verlassenes kleines Händchen.

Die Waffilissa hat zwei Söhne: Ignat und Piotr — beide erwachsen. Ignat, der Älteste, ist edel in seinen Bewegungen, mager, hat eine plattgedrückte Nase und krüppelartige, böse Augen. Piotr ist klein, aber stämmig und stark wie eine junge Giche. Als fünf- sechsjähriger Junge erkrankte er an den Pocken und behielt auf seinem Gesichte Narben zurück.

Beide konnten sie die kleine Blinde nicht leiden, schrien sie oft an, schimpften sie mit häßlichen Worten, und einmal stieß sie sogar Ignat, als er ganz betrunken war, auf den Hof hinaus. Mehr als einmal entspann sich zwischen Waffilissa und ihnen Streit. Oft versuchte sie, den Söhnen ins Gewissen zu reden.

Fürchtet euch doch vor Gott, ihr Mißgeburten ihr. Habt ihr denn gar kein Mitleid mit ihr?

Auch die Nachbar-Kinder liebten die Blinde nicht. Es machte ihnen Spaß, daß sie nichts sieht und daß man sie ungekrast kneifen und an den Haaren zupfen kann. Und schließlich ließ Waffilissa die Entlein gar nicht mehr auf die Straße.

So war Anjuta immer allein. Im Sommer saß sie gewöhnlich im Schuppen auf dem Stroß: dort war es nicht heiß und die Fliegen stachen nicht. In der Winterzeit hatte das Mädchen sein Bettchen auf der Pritsche.

Jede Woche wusch Waffilissa ihre Entlein im russischen Ofen. Sie trock selbst in den Ofen hinein und zog das Mädchen mit. Nachdem sie die Entlein gewaschen hatte, zog sie sie rein an, kämmt sorgfältig ihre dünnen, blonden Haare, und oft weinte sie über ihr Entlein:

Ach, du mein unglückseliges Täubchen!

(Fortsetzung folgt.)

Volks Glaube in den Wolgafolonien

Von P. Sinner.

(Fortsetzung.)

In der Karwoche ist das Wetter nach der Vorstellung unzeres Wolgafolonisten unbedingt rau, mag da nun Ostern früh oder spät fallen. Und der Karfreitag, sagt er, ist unausbleiblich ein trüber Tag Wohl nach dem Karfreitag, dem man auch sonst noch allerlei geheimnisvolle Eigenschaften nachsagt, gilt der Freitag überhaupt für den Tag, an dem sich das Wetter angeblich verändert. In einigen Gebieten unserer Wolgarepublik ist es wieder der Sonntag, dem man, wohl auch unter dem Einfluß religiöser Vorstellungen, die Fähigkeit zuschreibt, er ändere das Wetter: So wie das Wetter am Sonntag ist, wird es die ganze Woche sein; regnet's

am Sonntag, wird es die ganze Woche regnen. —

3. Der Himmel als Wetterprophet.

Verschiedene Erscheinungen am Himmel, zum Teil mit einer recht durchsichtigen wirklichen Grundlage, geben gleichermaßen Anlaß zur Vorausbestimmung der Witterung. Die wichtigsten jeten im Weiteren angeführt.

Ist der Himmel am Abend nach Sonnenuntergang dunkelrot, so bestimmt unser Bauer darnach (in den nächsten Tag Wind voraus (22 Belege); ist er

am Morgen hellrot oder gelb — Regen; ist er weißlich gestreift — schönes Wetter; stehen am Himmel drei Sonnen — Wind. Steht ein Kamel am Himmel, (d. h. wenn der Himmel mit kamelähnlichen Wolken bedeckt ist), oder treibt der Schiffer aus (d. h. wenn viele kleine, weiße Wolken nach der Sonne oder dem Mond zu ziehen), gehen die Wolken recht niedrig oder weht die Luft aus der kalten Ost (südwest her), so weht unser Landmann, daß es noch in derselben Nacht oder am nächsten Tage regnen wird. Schließt die Sonne am Abend vor Untergang hinter Wolken („in einen Sod“) und wirft dabei Strahlen hinter der Wolkenwand hervor („zieht Wasser“), dann soll es am nächsten Tage bestimmt regnen (12 Belege); geht sie hell unter — soll es schönes Wetter geben (6 Belege); stehen im Winter drei Sonnen am Himmel, wird harte Kälte erwartet.

Ein Sprichwort sagt:

Regenrot — Wind droht
 Abendrot — Dred und Lot.

Also, wenn die Sonne rot aufgeht, prophezeit man Wind; geht sie rot unter — regnerisch Wetter (6 Belege).

Auch der Mond gibt eine Reihe von Wetteranzeigen. Wenn der Mond „aus schüttet“ (d. h. wenn er gerade steht), sagt man, es gebe Unwetter: Regen oder Schnee; liegt er auf dem Rücken — klares Wetter. Wenn sich der Mond im Winter verbunkelt, gibt es Sturm, scheint er im Winter besonders hell, oder bekommt er gar einen „Pof“ (einen großen runden Kreis um sich), so deutet das angeblich harte Kälte oder auch Unwetter an (8 Zeugnisse). Im Sommer heller Mond — schönes, klares Wetter für den nächsten Tag.

Am Sternenhimmel will der Bauer ebenfalls manches lesen können. Viele Sterne am Himmel — bedeuten Regen; wenn im Sommer „die Sterne stark fliegen“, „fallen“ (d. h. wenn viele Sternschnuppen zu vergehen sind), das kündet einen heißen Tag an; wenn sie sich

„verschlucken“ (d. h. wenn sie durch Wolken oder Nebel verdeckt oder verbunkelt werden), dann gebe es sicher Unwetter.

Die Luft ist schließlich eine unmittel- oder mittelbare Katalysatorin von Wetterveränderungen. Ist es sehr heiß, Schwül („schmutig“, „schmutzig“) und steht die Sonne dabei hart, so ist, wie der Bauer sagt, Regen im Auge (4 Zeugnisse). Manchen Gegenden unserer Republik kündigt „schwere“ (schwüle) Luft einen Strichregen mit Gewitter an. Wenn ferner der Wald „raucht“, d. h. wenn Dampf darüber aufsteigt, dann erwartet man bei uns lange anhaltenden Sandregen. Wird das Salz feucht oder gar naß, so erwartet man Wetterveränderung, Regen, feuchtes Wetter, auch Sturm. Brennt der Rauch im Schornstein oder am Kessel, so erwartet man bestimmt Regen oder gelindes Wetter.

Wenn die Regentropfen an Regentagen beim Auffallen klaffen bilden, so kündet das den einen langem regnerischen Wetter, den andern andererseits „drei Tage Regenwetter“ (5 Belege) an.

Schließlich, wenn sich im Winter der Rauch zu Boden niedersenkend, erwartet man wärmere Witterung; steigt er gerade auf den Himmel — Frost (3 Bel.). —

Das sind die wichtigsten Wettermerkmale, die der Himmel selbst bietet. Ein jeder, der von wissenschaftlicher Wetterkunde (Meteorologie), von Natur- und Stoffkunde (Physik und Chemie) nur etwas weiß, findet sofort heraus, daß jede in diesem 8. Abschnitt erwähnte Beobachtung eine ganz bestimmte, naturkundliche Ursache zugrunde liegen hat. Das Salz wird naß, weil in der Luft schon eine Menge kleiner Wasserteilchen vorhanden sind, die das Salz in sich aufnimmt. Die Luft ist schwül, weil sie mit Feuchtigkeit geladen oder voll schwerer Staubteilchen ist. Auf diesen Erscheinungen ist auch das Wetterglas (Barometer) aufgebaut. — (Schluß folgt.)

Alte Märchen für Kinder einer neuen Zeit.

II.

Dorrrüschchen.

Es lebte vorzeiten in einem großen Lande ein König mit seiner Königin. Die wünschelten sich sehr ein Kind, die kamen aber lange keins. Endlich aber kriegte sie doch ein kleines Mädchen, und ihre Freude war so groß, daß sie ein prächtiges Fest veranstalteten, zu dem sie nicht nur alle Freunde und Bekannten einluden, sondern auch alle weisen Feen, die in dem Königreiche lebten. Die kamen und beachteten dem Kinde ihre Gaben. Die eine schenkte ihm Schönheit, die zweite Herzergüte, die dritte Klugheit, die vierte Frohsinn und so fort alles, was die Menschen auf der Welt lebenswert macht. Die letzte der Feen aber läßt das Kind besonders innig und sagte: „Freiheit soll dein Lebensglück sein. Wo du hinkommst, da sollen die Menschen freier atmen, von den Gefangenen sollen die Fesseln abfallen, die Armen und Bedrängten sollen ihrer Sorgen ledig sein und die Schaffenden sollen sich ihrer Arbeit freuen und die Früchte ihres Fleißes genießen können.“ Das gefiel dem Könige über alle Maßen und zum Gedächtnis an die gute Fee nannte er seine Tochter Freia.

Das Mädchen wuchs heran und wurde mit jedem Tage liebreizender, so daß alle im Lande sie lieb hatten. Ihr Ruf drang bis in die entferntesten Winkel des Landes, selbst über die Grenzen des Königreiches hinaus.

Es wohnte aber in dem Lande in einem wilden zerklüfteten Gebirge ein böser Zauberer. Dem waren viele Erdgeister untertan, die mußten Tag und Nacht das harte Gestein nach Gold, Silber und Edelsteinen durchgraben, denn ihr Herr war ein goldgieriger Mann, der nie genug des glänzenden Metalls haben konnte. Wenn die Erdgeister darum allein die Arbeit nicht

schaffen konnten, so fingen sie heimtückisch starke, gesunde Männer aus dem Reiche des Königs und schleppten sie in die unterirdischen Gewölbe, wo sie, mit ihnen vereint, unermüdlich hämmern mußten, um das blanke Metall herauszuschlagen. Da ging viel Menschenkraft und Blut verloren und der böse Zauberer und seine Sippschaft wurden eine schlimme Plage für das Königreich.

Dieser Zauberer hatte von dem Plebs der Königstochter gehört und beschloß, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Er schickte seine Boten mit reichen Geschenken zu dem Könige und ließ um die Hand seiner Tochter werben. Aber der König sandte sie in großemorne zu ihrem Herrn zurück mit samt ihren reichen Gaben, denn er wollte nicht einmal seine Hände mit diesem Sündengelde besticken, um wieviel weniger sein Kleinod einem solchen Unholde anvertrauen. Als die Boten mit diesem Bescheide zurückkamen, erzürnte der Zauberer und beschloß den König und sein ganzes Haus zu vernichten. Er sandte heimlich den vornehmsten seiner bösen Geister in das Königsschloß. Der nahm die Gestalt eines alten Weibes an und verbergte sich in einem Turmgemache, das fast nie betreten wurde.

Einmal wandelte die Königstochter die Reuher an, das Schloß ihres Vaters zu durchstöbern, ob sich vielleicht etwas fände, was ihr die Zeit vertriebe. Da kam sie auch an eine alte, verrostete Thür, öffnete sie mit großer Mühe und trat in ein kleines, halbdunkles, niedriges Gemach, in dem es zu seiner Bewunderung ein altes Weiblein saß, das an einer Spinndel spann und recht emsig bei seiner Arbeit zu sein schien. Nachdem sich das Mädchen von einem Erfraunen erholt, bat es die Alte, ob es nicht auch einmal an dem lustigen Dinge drehen dürfe; vielleicht

gelänge es ihr auch, so seine, glänzende Fäden hervorzugaubern. Die Aste überließ ihr gern die Spindel; weil aber das Königskind des Spinnens ungewohnt war, stach es sich in den Finger. Und da geschah es, daß der Fluch des bösen Zaubers in Erfüllung ging: Freia fiel in einen tiefen Schlaf und mit ihr alle, die im Schlosse waren. Der Zauber breitete sich aus über das ganze Land. Wo ein jeder ging und stand, da fiel er nieder und schlief ein: der Bauer an seinem Pfluge, der Fuhrmann auf seinem Wagen, die Kinder beim Spielen, ein jeder bei seiner Partitur. Auch die Tiere ergriff der Zauber, und so breitete sich Todesstille über das ganze weite Reich aus. Nur in den unterirdischen Gängen des bösen Zaubers herrschte nach wie vor unermüdeliches Leben, denn seine Goldgräber war noch größer geworden, seitdem ihm seine erwünschte Gemahlin versagt worden war.

Um das Königsschloß aber wuchs eine Dornenhecke, die mit jedem Jahre dichter wurde und schließlich das ganze Schloß überwucherte, sodas niemand mehr sah, was dahinter verborgen war. Die Sage aber von dem verzauberten Dornröschen verbreitete sich in alle Länder, und es machten sich viele mutige und starke Helden auf, um das verzauberte Königskind zu erlösen, aber sie blieben alle in den Dornen hängen und lamen jämmerlich ums Leben.

Tausend Jahre waren vergangen, und es war alles auf der Welt anders geworden. Große Städte wurden gebaut, Brücken wölben sich über die Ströme, auf dem Meere dampften Schiffe, und auf dem Lande sausten die Dampfmaschinen dahin. Wo die friedlichen Werkstätten der Handwerker gestanden hatten, erhoben sich mächtige Fabriken mit Riesemaschinen und ganzen Scharen von Arbeitern. Ein neues Menschengeschlecht war entstanden. Die Arbeiter ringen an, ihr Haupt zu erheben. Sie werden von

Freiheit und Menschenwürde, und wenn die Gabe des Wortes gegeben war, der zog an den Säulen der Arbeit umher und predigte von der Morgenröthe eines neuen freien Lebens. Der Samen fiel auf viel fruchtbaren Boden.

In jenen Tagen geschah es, daß ein junger Arbeitsburche mit blanken Augen und offenem Herzen bei der Sage von dem verzauberten Dornröschen hörte. Eine große Sehnsucht erfaßte ihn nach ihrem Liebreiz, und er beschloß, sie aufzusuchen und zu erlösen. Aber niemand konnte ihm sagen, wo das verwunschene Land lag. So machte er sich denn selbst auf die Suche, und als die tausend Jahre nach der Verzauberung des Dornröschen gerade um waren, betrat er das unbekannte Land. Aber wie sah es hier aus! Todes Schweigen lag auf den weiten unermesslichen Fluren. Auf seiner Wanderung fand er kein lebendes Wesen, das er nach dem Wege zum Dornröschenschloß hätte fragen können. Kein Hund bellte bei seinem Raufen, aus den Ställen drang kein murmelndes Brüllen und Biehern, in den Wäldern huschte nicht Neß noch Hase über die Wege, kein Böglein schwang sich in die Luft. Schwer und bang legte es sich dem Wanderer auf die Brust, selbst die Luft schien ihm verwunschen zu sein. Je näher er dem verzauberten Schlosse kam, desto ängstlicher wurde ihm zu muth, daß er manchmal dachte, auch ihn mähle der Zauber ergreifen und zu ewigem Schlafe verdammen, und schon fing er an, um sein verlorenes junges Leben zu trauern. Da sah er sich plötzlich an einem Frühlingmorgen, als die Sonne gerade aufging, der Dornröschenhecke gegenüber. Die Luft glühte wie ein Feuerwall im Widerschein der Sonne; wie Purpur leuchteten die Rosen. Da fiel alle Bangigkeit von ihm ab. Die Sehnsucht nach dem Königskinde erwachte stärker denn je in ihm, und er beschloß, durch die Hecke hindurchzubringen, koste es, was es wolle.

Mit mutigen Armen griff er hinein in das dicke Gewirre von Dornen und dürren Zweigen. Die rissen ihm die Hände blutig, und siehe, als die Blutstropfen auf die Rosenhecke fielen, da sang sie an zu brennen. Die Flamme ergriff das ganze Gestrüpp, daß es wie eine mächtige Feuersäule aufloderte, zusammenschlug und wie eine gewaltige rote Fahne draufend in die Lüfte entfaltete. Und unter ihr lag in strahlender Schönheit im Glanze der Morgenröthe Dormdächens Schloß. Da ging der Jüngling hinein durch das Thor, das sich vor ihm aufthat und schritt durch die endlose Reihe von Sälen und Gemächern, bis er an das Turmstückchen kam, darinnen Dormdächens ihren tausendjährigen Schlaf schlief. Wie er sie so in ihrem Liebreiz liegen sah, beugte er sich nieder zu ihr und küßte sie. Und siehe! — sie schlug die Augen auf, richtete sich in die Höhe und noch halb im Traume ließ sie sich von ihrem Befreier aus dem betzauberten Schlosse führen.

Wo sie aber hintrat, da wich der Zauber, und alles erwachte zu neuem Leben. Der Bauer trieb mit lustigem Gott! und Heil! sein Gänchen vor dem Pfluge an, der Fuhrmann klatzte mutwillig mit der Peitsche, die Kinder sprangen jubelnd dem glückseligen Paare entgegen, die Mütter schürten das Feuer und räckten eifrig mit Köpfen und Pfannen auf dem Herde herum, die Kühe wurden gemolken, die Pferde gefüttert, es war ein emsiges Leben und Treiben an allen Enden. Aber der aus dem fremden Lande gekommen war, sah, daß alles alt und morsch war und es stimmte ihn traurig. Hätten mit Stroh dächern, dumpfe, modrige Ställe kannte man in seiner Heimat nicht mehr. Dort pflügte kein Bauer mehr mit so einfachen Pflügen, kein Handwerker arbeitete mehr mit so unpassenden Geräthen. Es schien ihm, als wenn alle ihre Mühe und große Arbeitsfreude nutzlos vergeudet würde, und er beschloß, ihnen zu

helfen. So wanderte das Paar durch das ganze Land und alles jubelte ihnen entgegen. Und als der todähnliche Schlaf von dem Volke gemichen war, trangen sie auch unter die Erde, wo noch so viele Erdenbürger in schwerer Arbeit schmachteten. Als sie aber das junge Paar kommen sahen, fühlten sie neue Kraft und starken Mut in sich; schlugen ihren grausamen Gebieter, den Zauberer nieder, verjagten dessen böse Helfer in alle Winde und stärkten mit lautem Singen wieder hinaus an das Tageslicht. Dort aber lateten sie sich zusammen, errichteten Fabrikeen, bauten dem Bauer Maschiner für seine Felder, daß der Boden ihm für seine Arbeit den doppelten Bohn gab, webten Stoffe, bauten neue und gesunde Häuser. Die Starken halfen den Schwachen, und die Nutlosen fanden neuen Lebensrang. Es war ein rühriges Vorwärtsstreben überall. Aber das Volk wollte keine anderen Könige mehr als Freia und ihren jangen Gemahl.

R. S.

Der Kirgisen-Jacob.

Von F. Schulz.

In einem kalten Wintertage kam zu einem Bauern, der auf seinem Lande etwa 12 Werst vom Dorfe wohnte, (Das Dorf grenzt an die Kirgisensteppe) ein Junge, der um Almosen bat. Sein Körper war mit Lumpen bedeckt, um den Kopf hatte er anstatt eines Hütes einen Doppeln gewickelt. Er zitterte im ganzen Körper vor Kälte. Der Bauer ließ den Jungen sich wärmen und gab ihm warmes Essen und noch ein großes Stück Brot auf den Weg.

Der Junge ging aber nicht fort, sondern bat, in gebrochenem Russisch, man möchte ihn doch behalten, den sein Vater, ein Kirgise, jage ihn immer fort betteln, wenn er aber nicht so viel zusammen bringe, wie nötig sei, bekomme er Schläge.

Wie alt er war, wußte er nicht,

aber dem Ansehen nach mochte er 14—16 Jahre alt gewesen sein. Der Bauer wollte es ihm anfänglich nicht erlauben, doch verstand der Kirzisenjunge so innig zu bitten, auch die Kinder des Bauern luden sich ihn, daß der Bauer schließlich einwilligte.

So blieb der Kirzisen Jakob, denn so hieß der Junge, bei dem Bauern. Er wurde gereinigt und in die alten Kleider der Kinder des Bauern eingekleidet:

Als er aber später sogar neue Kleider und einen Mantel bekam, war seine Freude unbeschreiblich groß.

Alle Hausgenossen hatten den Jungen gerne, denn er war sehr gefällig, und wo er nur konnte, half er in der Wirtschaft mit.

So lebte er bei dem Bauern 2 $\frac{1}{2}$ Jahre, sah frisch und munter aus und dachte gar nicht daran, daß er einmal fort müßte. Einmal — es war im Monat Juli — kam ein Kirzise angeritten und sagte, er hätte gehört, daß sein Junge hier sei und daß er ihn einmal sehen wolle.

Jakob war gerade an der Lenne beschäftigt. Als er erfuhr, daß sein Vater da sei, versteckte er sich in einen Heuschuppen. Der Kirzise ritt an die Lenne und fragte nach seinem Sohn. Als er ihn dort nicht vorfand und niemand sagen wollte, wo er sei, durchsuchte er alle Häufen, bis er ihn hatte, dann band er ihn mit einem Haarnetz (die Kirzisen haben nur solche) dem Pferde an den Schwanz und ritt davon.

Weder sein Schreien und Fieber, noch die Witten des Bauern, den Jungen doch loszulassen, halfen etwas. Er mußte eben dem Pferde nachlaufen, und geschah das nicht schnell genug, so wurde ihm noch eins mit der Peitsche übergezogen.

Lange Zeit war von dem Jungen nichts zu hören. Erst nach 8 Jahren geschah es, daß die Tochter des Bauern

in das nächste Dorf fuhr, um manche Besorgungen zu machen. Sie war allein auf dem Wagen. Da sah sie einen Kirzisen, der unweit Pferds hütete, auf sich zukommen. Das Mädchen war unglücklich bange und trieb das Pferd an, der Kirzise aber holte es ein. Als das Mädchen ihn fragte, was er wolle, antwortete er: „Ich doch euer Jakob bin.“ Er hatte die deutsche Sprache, die er bei dem Bauern erlernt hatte, schon wieder ziemlich vergessen.

Er erzählte, daß er von dem Vater gleich wieder gestrichelt, lange weit in der Fremde gewesen, jetzt aber vor dem Vater nicht mehr bange sei, denn er sei jetzt stärker als der Vater. Er sagte auch, er hätte hier im Dorfe die Pferde angenommen zu hüten, wenn der Bauer ihn aber wolle, wäre er sofort wieder bereit zu ihm zu kommen.

Der Kirzisen-Jakob kam wieder zu dem Bauern in den Dienst, das Mädchen wurde später seine Frau, und er — der Stammvater eines zahlreichen Kolonistengeschlechts.

Heinrich Heine über Jesus Christus

Sie haben die Nebel mitgeschpiel,
Die Herren vom Hohen Räte!
Wer hieß dich auch reden so rückwärtslos
Von der Kirche und vom Staate?

Hättest du nur einen andern Lert
In deiner Bergpredigt genommen!
Besahst ja Geist und Talent genug
Und konntest ja schonen die Frommen!

Geldwechsler, Bankiers hast du sogar
Mit der Peitsche gejagt aus dem Tempel!
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängt
du am Kreuz
Als warnendes Exempel!“